

INTERVIEW MIT ROSMARIE DORMANN

«Soziale Arbeit ist und bleibt politisch»

Das Interview führte Beat Schmocker.

Herzlichen Dank, dass Sie sich für dieses Interview zur Verfügung stellen. Sie überblicken ja eine lange Zeit. Wie sind Sie eigentlich zur Sozialen Arbeit gekommen? Vom Persönlichen her, sicher unter anderem durch die Familie. Ich bin in einer Grossfamilie aufgewachsen. Wir hatten ein Geschäft und am Tisch assen zehn bis zwölf Leute. Wir waren sechs Kinder und ich hatte sehr soziale Eltern. Damals hatten wir das einzige Telefon im ganzen Quartier in Bertiswil, einem Weiler von Rothenburg, und wir mussten Nachbarn ans Telefon holen oder Leuten Sachen ausrichten gehen. Da hatte es mehrere alleinstehende ältere Menschen. Wir mussten öfters für einen alleinstehenden alten Mann Käse und Butter holen gehen. Neben mir wohnte auch eine Grossmutter mit einer geistig behinderten Enkelin, ein Mädchen, das ein Jahr älter war als ich. Das war das jüngste Kind einer Grossfamilie und sie gaben es der Grossmutter, damit es besser gefördert werden kann. Und da ging ich sicherlich zwei Jahre lang jeweils zum Essen hin. Ich ging auch dort schlafen, damit dieses Kind lernte, sich anzuziehen und zu essen wie ich. Dies hat sicher eine Rolle gespielt, denke ich. Und auch die Tätigkeiten der Nachbarschaftshilfe.

Wie ging es dann weiter von dieser frühen Idee zur Berufsausbildung als Sozialarbeiterin? Ich ging dann in die Sek. Eigentlich wäre ich gerne an die Kantonsschule gegangen, aber ich durfte dies damals nicht. Wir waren vier Kinder im selben Alter, meine Mutter hatte innerhalb von zweieinhalb Jahren vier Kinder. Meine Brüder gingen in die Kantonsschule, und ich konnte dies nicht. Und dann habe ich gewusst, dass ich Soziale Arbeit machen will – Fürsorgerin hiess dies damals. Das hatte zu tun mit der damaligen Hauswirtschaftsschwester, einer Ingenbohlerin, eine ganz reizende und aufgestellte Frau. Diese hat von ihrer Schwester erzählt, die Fürsorgerin

war. Und da habe ich gewusst: Entweder will ich Fürsorgerin oder Hauswirtschaftslehrerin werden. So hat es sich aufgedrängt, dass ich Sozialarbeit machte.

Damals konnte man ja noch nicht direkt in die Ausbildung einsteigen, oder? Ich absolvierte zuerst die Handelsschule mit dem Abschluss des KV und musste teilweise zu Hause im Geschäft mitarbeiten. Und dann habe ich bewusst die Fürsorger-Abendschule gemacht. Einerseits, damit ich Praxis- und Theorie-Bezug habe. Und andererseits, damit ich länger im Geschäft zu Hause sein konnte. Und dann habe ich mit 25 Jahren meine erste Stelle angetreten. Als sogenannte Praktikantin wurde ich angestellt und wurde Gemeindefürsorgerin für Littau.

Bei Anton Vonwyl? Ja, bei Toni Vonwyl, genau. An meinem allerersten Tag – das weiss ich noch, wie wenn es gestern gewesen wäre – musste ich einer alten Frau ein Zusatzgeld der Pro Senectute bringen, ungefähr 200 bis 300 Franken, das sie einmal pro Jahr bekam. Ich wusste ungefähr, wo sie wohnte. So bin ich dorthin gefahren, auf einen Bauernhof mit Schweinescheune, überall hatte es Spinnweben. Ich habe geklopft und die Frau öffnete. Sie war klein und rund, wahrscheinlich ungefähr 80 Jahre alt. Sie öffnete die Türe einen Spalt weit und fragte, wer ich sei. Da sagte ich, ich sei die neue Fürsorgerin, die Nachfolgerin von Fräulein Galliker, die davor 40 Jahre Gemeindefürsorgerin gewesen und nun pensioniert worden sei. Die Frau öffnete und schloss immer wieder die Tür und sagte, sie vertraue mir nicht ganz. Ich hatte natürlich noch keinen Ausweis am ersten Tag. Irgendwann habe ich es doch geschafft, dass sie mir die Küchentür öffnete und ich in die Küche hinein konnte. Eine alte Wohnung. Dann ist sie weggegangen und wiedergekommen und hat mir ein Heiligenbild gezeigt. Und sie sagte, sie habe seit letztem Mai bis zum jetzigen Januar, während die Stelle der Gemeindefürsorge unbesetzt war, täglich zur heiligen Rita gebetet, dass nicht so ein «Tüpfli» komme. Und wenn ich auch noch angemalte Lippen hätte, würde sie das Geld nicht nehmen und ich könnte es wieder mitnehmen. Dann stand sie da und sagte: «Also Sie, Fräulein, Sie sind ja noch jung, heiratet Ihr nicht? Seid Ihr etwa nicht ganz normal?» Das war

das Berufsbild, das die Leute damals von einer Fürsorgerin hatten: ledige Jungfrau.

Und was entsprach der Realität? Fräulein Galliker war 40 Jahre lang Gemeindefürsorgerin in Littau/Reussbühl und man kannte sie. Sie war eine sehr starke Persönlichkeit und man hatte teilweise auch Angst vor ihr. Alle hatten Respekt vor ihr, beispielsweise die Pflegeeltern. Als ich die Pflegekinder-Aufsicht machte, gab es länger ein paar Eltern in der Gemeinde, die sagten, heute könne ich nicht kommen, weil sie gerade am Waschen seien. Da sagte ich, das störe mich doch nicht. Und sie sagten wiederum, ja aber dann komme ich doch die Unterhosen zählen und die Matratzen kehren. Dieses Bild der Fürsorgerin hatte sich in die Köpfe der Leute eingeprägt.

Von welcher Zeit reden wir hier? Das war im Januar 1972. Ich habe die Fürsorger-Abendschule von 1969 bis 1973 gemacht.

1969 – da ging die Schule ins neunte Jahr. Genau. Und Othmar Aregger war ganz frisch ihr zweiter Rektor.

Wie haben Sie diese Schule angetroffen, die damals noch eine Teilschule der heutigen Jubiläumsschule war? Ich konnte zwischen Tagesschule Vollzeit und berufs begleitender Abendschule wählen. Für mich war das aber wie gesagt keine Wahl. Ich hatte auch ein Bild der Ausbildung. Aber die Wirklichkeit hat nicht dem entsprochen, wie ich mir dies anfänglich vorgestellt hatte. Wir waren ungefähr 24 Leute, die im Lauf der Zeit auch wieder gingen. Schliesslich wurden ungefähr zehn Leute diplomiert, zwei wurden später diplomiert. Aber auch in der Öffentlichkeit – man wusste gar nicht genau, was das ist. Ich weiss noch, dass meine Mutter unserem Hausarzt erzählte, dass ich jetzt mit dieser Schule beginne und wie dieser sagte, das sei jetzt aber schade um mich, wenn ich so ein «Sozi» werde.

Die Hintergründe der sogenannten Tagesschule und der Abendschule waren ja auch politisch ziemlich unterschiedlich. Hat sich diese Anspielung vielleicht auch darauf bezogen? Nein, ich glaube nicht. Mehr, dass er es nicht kannte. Denn Sozialarbeit, dieser Name kam langsam etwas durch,

hat einfach nach «Sozi» geklungen, so «Linke». Wir waren an der Abendschule sicherlich heterogener als an der Tagesschule, denke ich. Wir hatten Schüler aus dem Tessin, Leute aus Basel und der Ostschweiz. Es waren alle Alter da, ich war die Jüngste. Ich ging bereits mit 22 Jahren an die Schule. Man musste 22 Jahre alt sein und einen Berufsabschluss haben, um mit der Schule beginnen zu können. Die älteste Studentin war ca. 45 Jahre alt, wir waren also eine sehr heterogene Klasse. Das war interessant. Dreimal in der Woche war Unterricht, und zwischendurch auch an Wochenenden – das war schon intensiv.

Die Heterogenität und die Intensität waren sicher spürbare Unterschiede zwischen den beiden Schulen. Der politische Hintergrund – hier christlich-sozial, dort katholisch-konservativ – hat der nicht auch eine Rolle gespielt? Das würde ich nicht sagen. Eher nach der Ausbildung empfand ich einen spürbaren Unterschied in der Wahrnehmung unter den Berufsleuten. Wir «Gesetzlichen» von der Abendschule wurden anders wahrgenommen als die Absolventen der Tagesschule. Ich bin vier Jahre auf der Gemeindeverwaltung in Littau als sogenannte Gemeindefürsorgerin gewesen. Und dann bin ich von dort von der Amtsvormundschaft Amt Sursee und Amt Hochdorf abberufen worden. Dort habe ich gemerkt, dass es grosse Vorbehalte gibt uns gegenüber. Als ob ich ein Polizist sei auf der Amtsvormundschaft. Die hatten das Gefühl, dass ich die Leute mit der Peitsche holen müsse. Aber das war ja überhaupt nicht der Fall, im Gegenteil. Doch das habe ich immer gespürt: Die «Gesetzlichen», das sind die da, die gerne Polizist geworden wären, das sind die Machleute. Das haben auch die Leute von der Tagesschule so gesehen, die vor allem auf den Sozialdiensten waren und – damals – vor allem «offene» Sozialarbeit anboten. Das hat sich dann aber mit der Zeit, langsam, gelegt.

Da mussten sie Sie zuerst kennenlernen und sehen, was Sie tun, wie Sie es tun und was Sie bewirken. Ja. Damals hat man sich auch sehr darüber ereifert, dass die Amtsvormundschaft im selben Haus wie der Sozialdienst untergebracht war. Es hat geheissen, das könne es doch nicht sein. Es könnten ja Leute vom Sozialdienst sich nicht getrauen zu kommen, weil

da die Amtsvormundschaft drin ist. Es war ein unterschiedliches Bild sondergleichen. So habe ich diesen Unterschied zwischen den Schulen auffällig erlebt. Es war nicht politisch bestimmt, aber ...

Man hatte Berührungsängste? Ja, ja.

Hier das Amtliche der Fürsorger-Abendschule, dort das helfende Element der Frauenschule: Waren diese Abgrenzungen so deutlich? Die waren schon sehr deutlich, ja.

Die Fürsorger-Abendschule Luzern war ja in den Sechziger-/Siebzigerjahren innerhalb der SASSA ziemlich stark und ihr erster Rektor Werner Ziltener und sein Förderer Anton Hunziker haben viel für die Professionsentwicklung und die Theoriebildung der Sozialen Arbeit im ganzen deutschsprachigen Raum getan ... Ziltener habe ich nicht mehr erlebt, Hunziker habe ich noch gehabt in einigen Vorlesungen. Am besten erinnere ich mich jedoch an Dr. Max Hess, Rechtsanwalt, der hat Familienrecht unterrichtet. Er war mit Abstand der Beste und hat sehr gut doziert und viele Beispiele gebracht. Dann Paul Imhof, Psychologe, Schulpsychologe war er da gewesen. Diese zwei sind mir am besten in Erinnerung geblieben.

Interessant finde ich ja, dass man jetzt im Nachhinein nachweisen kann, dass an der Fürsorger-Abendschule Luzern die Theorieentwicklung mit diesen Leuten extrem weit fortgeschritten war. Und es wurde hier und nirgends sonst deutschschweizweit so systematisch mit amerikanischer Literatur und ihren Lehrmitteln gearbeitet: Case Work, Social Group-Work, Community Development. Können Sie sich daran erinnern? Oder ganz allgemein gefragt: Wie war Ihre theoretische Ausbildung? Ich habe die Schule als Ganzes eigentlich gut empfunden. Ich habe erst danach gemerkt, welche Lücken ich habe. Zum Beispiel Briefeschreiben, Anträge formulieren – in der Beistandschaft und Vormundschaft gab es vieles, das man beantragen musste. Oder wie man hinstehen muss für gewisse Sachen. Dazu habe ich an der Schule ganz wenig gelernt. Ich erinnere mich, dass ich die Einzige in der Klasse war, die bereits im 5. Semester in den Einsatz auf der Gemeinde-

fürsorge ging. Zu dieser Zeit haben wir die Themen zum Teil schon noch sehr theoretisch behandelt. Und da habe ich mal gesagt, dass ich am Morgen jemanden gehabt hätte, der mit dem Gewehr gekommen sei. Wie das denn nun sei? – Ich war schon sehr praktisch orientiert, doch im Grossen und Ganzen habe ich die Schule nicht schlecht in Erinnerung.

Heisst dies, dass das, was in der Praxis benötigt wurde, nicht thematisiert wurde? Oder war die Ausbildung zwar praxisnah, aber abstrakt, weil zu allgemein in den Beispielen – etwas, das wir heute auch immer wieder diskutieren? Also, praxisnah war sie natürlich für mich schon deshalb, weil ich die Praxis schon gehabt hatte. Ich konnte die Theorie immer von meinen Praxisbeispielen her denken. Ich denke, für die anderen war es nicht gleich praxisnah: Wir haben zwar in der Schule auch zwischendurch diskutiert und Fallbesprechungen gemacht. Das waren aber Beispiele von anno dazumal, zum Beispiel noch von offener TB (Tuberkulose).

Spielte zum Beispiel das Thema Sozialpolitik eine Rolle? Oder Ökonomie? Sozialpolitisch hat die Abendschule damals möglicherweise wenig gemacht, weil man in der Bevölkerung noch Angst hatte, das sei eine linke Schule. Gut, ich habe es vielleicht nicht wahrgenommen oder ich bin nicht abgewichen – ich war immer so Mitte-links, christlich-sozial, würde ich sagen. Aber ich habe sie nicht politisch massgebend erlebt. Dass sie mich oder andere irgendwie geformt hätte, habe ich nicht so wahrgenommen. Ich war damals auch noch nicht unbedingt politisch denkend. Ich habe erst später gemerkt, dass ich eine politische Frau bin. Damals empfand ich dies noch nicht so.

Sie hatten dazumal nicht mal ein Schulhaus, oder? Genau, wir haben angefangen an der Frankenstrasse in den Räumen vom KV. Danach hatten wir im Hirschengraben an der alten Kantonsschule unterrichtet. Und ca. ab dem 5. Semester hatten wir in der Kantonsschule im Alpenquai Schule. Dort haben wir dann auch abgeschlossen.

Also mussten Sie immer wieder umziehen. Ja. Ich weiss noch, ins Alpenquai fuhr der letzte Bus ungefähr um halb elf von

Luzern weg. Ich hatte Glück, dass ich mit dem Auto meines Vaters nach der «Soz» wieder heimfahren konnte. Ich hatte ja damals noch kein eigenes Auto. Für Littau brauchte ich dann eins. Ich habe einen Deux-Chevaux gekauft, der hat ja damals noch fast nichts gekostet. Den hatte ich dann die ersten paar Jahre.

Gut, das war also Ihr Einstieg in die Soziale Arbeit. Heute können Sie praktisch 50 Jahre Soziale Arbeit überblicken, was uns als Schule natürlich interessiert, ausbildungs- und bildungspolitisch. Können Sie einen Überblick geben, wie Sie das erlebt haben? Sicherlich hat sich der ganze Einsatz massiv verändert. Ich denke, damals in Littau – das sind fünf Jahre gewesen – hat man die Armut noch gespürt und offensichtlich vor sich gehabt. Und alte Leute. Ich weiss noch, ich hatte den Auftrag von Vonwyl, als neue Gemeindefürsorgerin alle Leute über 80 Jahre zu besuchen. Davon hatte es ganz viele in Reussbühl, an der Reuss unten, in alten Abbruchobjekten, die nun alle dem neuen Seetalplatz weichen mussten. Dort habe ich natürlich schon enorm altes Volk angetroffen. Unter anderem war da eine Pfarrköchin, die allein in einer kleinen alten Bude wohnte. Sie sagte, sie frühstücke immer um ca. 10 Uhr und esse um 16, 17 Uhr zu Abend, damit sie nur zweimal essen müsse. Sie hatte nur eine ganz einfache AHV-Rente und keine Ergänzungsleistungen. Da habe ich nach und nach Ergänzungsleistungsgesuche gemacht. Denn diese Leute haben wirklich schlecht gelebt. Sie hat von ihrem Pfarrer gar nichts gehabt, nachdem er gestorben war, und musste dann mit fast nichts leben. Solche Beispiele gab es viele, das ist kein Einzelfall gewesen. Und diese Frauen ... Männer auch, aber Frauen waren vermehrt einsam. Der Briefträger war eigentlich mein Sozialarbeiter. Der hat öfters mal telefoniert – ich habe ihn nicht mal persönlich gekannt, aber es war immer derselbe Briefträger. Der hat gesagt, jetzt habe er schon seit einer Woche der Frau Meyer die Post gebracht und sie nicht gesehen. Sie stehe sonst immer da, jetzt sei sie aber nie dagewesen und die Post liege immer noch im Briefkasten. Solche Sachen. Dann bin ich schauen gegangen und habe sie gefunden, am Boden liegend mit einem ausgerenkten Kiefer. Solche Sachen habe ich ab und zu erlebt. Der Briefträger ist inzwischen gestorben. Aber das ist für mich ein grosser Ver-

lust heutzutage, diese Briefpost. Es ist kein Vergleich mehr. Damals hat er gemeldet, wenn ihm etwas auffiel, und ich bin dem nachgegangen.

Sich kümmern oder beruflich unterwegs sein ...? Man hat auch noch Winterhilfe gemacht, die diesen Namen verdiente. Man hat Holzstücke verteilt. Der andere Sozialarbeiter hat wirtschaftliche Sozialhilfe gemacht. Ich habe keine wirtschaftliche Sozialhilfe geleistet. Ich habe die Beratungen ausgeführt und die Pflegekinderaufsicht und Fremdplatzierungen von Kindern. Und dann haben wir gemeinsam die Winterhilfe gemacht: den Kindern gebrauchte Kleidung zugeteilt und Holz verteilt. Also wirklich Fürsorge im alten Stil, wo es sie brauchte.

Sehr nahe bei den Menschen. Ja, sehr nahe bei den Menschen, natürlich. Ich habe dann ein- oder zweimal auch Weihnachtsfeiern organisiert für alleinstehende Leute. Ein Ehepaar mit mehreren Kindern hat mir geholfen. Wir haben den Pfarrsaal bekommen und es sind etwa 80 Leute gekommen, die sonst nirgends hingehört haben. Sehr nahe natürlich. Ich habe jetzt noch manchmal Leute von damals, die mich fragen und mich noch kennen. Man hat die Leute gekannt und ist ihnen sehr nahe gewesen, das kann man so sagen.

Sie waren eine der ersten Frauen am Gericht in Luzern nach der Einführung des Stimmrechts für Frauen. Ich war 1972 bis 1976 in Littau, gewohnt habe ich aber nie in der Gemeinde Littau. Ich wurde schon 1973 an das Gericht gewählt als Laienrichterin, als erste Frau im Kanton Luzern. Dort habe ich dann 80 Prozent gearbeitet. Und 1976 ging ich nach Sempach in die Amtsvormundschaft Amt Sursee und Amt Hochdorf. Das war wieder eine andere Arbeit. Aber ich hatte als Gemeindefürsorgerin noch ca. 70 Erziehungsaufsichten und Beistandschaften, freiwillige.

Aber auch von dieser Warte aus haben Sie die Sozialarbeit begleitet, miterlebt und mitgeprägt. Was war die Soziale Arbeit für Sie? Ja, begleitet. Und meine Diplomarbeit hier an der «Soz» war: Einbezug von freiwilligen Helfern in die professionelle Sozialarbeit. Ich habe ein ganzes Netz zusammenge-

stellt gehabt in den zwei Jahren in Littau, wo ich auch notfallmässig Kinder platzieren konnte. Ich weiss noch, einmal, an einem Mittwoch, musste ich dreimal Kinder holen gehen, weil die Frauen nicht mehr nach Hause gekommen sind nach der Fasnacht. Und dann musste ich diese Kinder kurzfristig platzieren. Das war Nachbarschaftshilfe, also eine einfache Sache, nicht gerade in ein Heim. Ja, so habe ich ein Netzwerk zusammengestellt gehabt, vor allem auch durch die Diplomarbeit.

Und als ich dann gegangen bin, wurde dies nicht mehr weitergeführt. Das war schade. Ja. So habe ich mir die Sozialarbeit damals auch vorgestellt. Da kniet man rein und macht. Ich kann mich erinnern, dass ich einmal zu einer Familie mit Pflegekindern gekommen bin. Eines kam an die Türe und sagte, die Mutter sei im Bett und hätte einen Hexenschuss. Ich solle hineinkommen. Dann bin ich hineingegangen, es war abends und die Frau konnte sich nicht mehr bewegen und sie sagte, der Mann komme erst spät nach Hause. Dann habe ich Nachtessen gekocht und die Kinder ins Bett gebracht. Es ist dann halt 20 Uhr geworden statt 18 Uhr. Das war mir egal, so etwas zu machen. Das gehörte einfach dazu. Oder ich bin ganz oft mit psychisch Erkrankten in die Klinik gefahren, ich habe sie auch mittlerweile gekannt. Damals hat es noch so «Jugendschizophrenien» gegeben. Es gab ca. sechs bis sieben solcher Frauen, die ich zwei- bis dreimal pro Jahr in die Psychiatrie brachte. Einmal bin ich zu einer Mutter mit ein paar Kindern gekommen, deren Mann kurz vorher tödlich verunglückt war. Sie hat dabei zuschauen müssen. Er war auf dem Fussgängerstreifen. Das hat bei ihr einen Schock ausgelöst. Sie war zudem auch schon veranlagt für eine psychische Erkrankung und danach x-mal in St. Urban und hat zu Hause fünf Kinder hinterlassen. Das hat manchmal wahnsinnig wehgetan. Einmal war der Amtsarzt schon dort und der Hausarzt und die Polizei und das 144. Die Türe war aber noch geschlossen. Und dann bin ich gekommen und sie haben mich hineingenommen. Die hintere Türe konnte man nicht recht öffnen, und dort sass sie. Da bin ich mit ihr nach St. Urban gefahren. Ich besuchte sie natürlich auch immer und ich habe die Kinder unterdessen betreut. So hat sie gewusst, dass die Kinder in guten Händen sind. Aber so hat man damals sehr, sehr praxisnahe Arbeit gemacht.

In Ihrer Tätigkeit beim Gericht, hat man da gemerkt, dass Sie Sozialarbeiterin sind? Haben Sie da anders gearbeitet als andere? Dort war es so, dass ich in ein Gremium kam mit sechs Männern, es war damals noch ein Siebner-Gericht die ersten zehn Jahre. Ich war das jüngste Mitglied, jeder andere hätte mein Vater sein können. Der Präsident war Jurist und wir anderen kamen aus der Praxis, Gemeinbeschreiber, Postbote, Betreibungsbeamter. Und der Gerichtsschreiber war natürlich auch ein Jurist. Dort habe ich gespürt, dass sie Angst hatten: Jetzt kommt da so eine junge Fürsorgerin. Was will die da wohl? Es hat mir mal viel später einer gesagt, sie hätten richtig Angst gehabt, eben, jetzt kommt da so eine, die alles besser wisse, und dazu auch noch eine Linke. Damals hatte man ja noch die Scheidungen und man musste nach Familienrecht alles prüfen und schauen, wer «schuldig» ist. Und wenn die Frau auch ihren Anteil daran hatte, gab es für sie weniger Alimente. Doch, dort konnte ich schon auch politisch wirken. Ich weiss noch genau: Einmal hat ein Mann beklagt, dass seine Frau nicht bereit sei für «Kontakte». Und dann haben die gefunden, das sei ein Minus. Da musste ich sagen: Ja aber jetzt habt ihr gehört, dass der Mann immer betrunken heimkam – muss sie dann wirklich «Kontakt» wollen? Und die haben gefunden, ja, die Frau ist dem Manne untertan. Da konnte ich noch lange Argumente bringen. Mit der Zeit konnte ich mich dann aber schon durchsetzen.

In den ersten paar Jahren hatte ich kaum die Möglichkeit, selbst zu sprechen, da habe ich vor allem mitgehört. Und ich habe auch erlebt – ich sass Mitte-links –, dass die Frauen mich anschauten, wenn sie verhört wurden, und Angst hatten. Und ich musste manchmal schon Fragen oder Antworten für die Kollegen interpretieren und erklären, weshalb die Antworten so ausgefallen sind, und Hintergründe aufzeigen. Dort habe ich massgebend einen anderen Schwung hineingebracht, der mit der Zeit von ihnen geschätzt wurde. Da habe ich danach jeweils nichts Schlechtes gespürt, ausser vielleicht gewisse Vorbehalte. Da war ich schon gut integriert und akzeptiert. Später war ich in einer Dreier-Abteilung, zusammen mit zwei Juristen. Und dann habe ich noch 20 Jahre lang selbstständig das Familienrecht gemacht. Als ich in die Politik gekommen bin, habe ich die Stelle auf der Amtsvormundschaft verloren, und da habe ich beim Gericht noch 20 Prozent weitergemacht.

Ja, daran kann ich mich noch erinnern, das war eine schwierige Zeit. Ja, das war für mich schwierig, etwas vom Schwierigsten. Aber beim Gericht konnte ich sehr schöne Arbeit machen. Da habe ich immer gesagt, zum Glück bin ich Sozialarbeiterin und nicht Juristin. Ich erinnere mich noch an den damaligen Chefarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrie, den Herrn Dr. – jetzt ist mir gerade der Name entfallen. Dieser wurde pensioniert und er hat mir immer gesagt, ich dürfe auf gar keinen Fall ein Jus-Studium machen. Danach wäre ganz viel verloren. Ich hatte mehrmals gerichtlich mit Kinderzuteilungen zu tun, die in die Kinder- und Jugendpsychiatrie gingen. Ich habe auch für andere Gerichte mehrmals Aufträge übernommen, wo es um Kinderzuteilungen ging. Und auch die ersten begleiteten Besuchsrechte. Das ist plötzlich sehr manifest geworden. Und dann bin ich als Frau und von meinen Erfahrungen her schon die Einzige gewesen. Es gab noch eine andere Frau, die am Amtsgericht Sursee arbeitete und Gemeindeschreiberin war, also einen anderen Erfahrungshintergrund hatte. Ich staune heute schon, dass ich damals mit 26 Jahren gewählt wurde als erste Frau, das ist natürlich ein Politikum gewesen.

Aber eben, den Standpunkt, den Sie da eingenommen haben ... Könnte man sagen, dass dies auch mit der Berufsidealität zu tun gehabt hat? Dass Sie sich als Sozialarbeiterin oder Fürsorgerin gesehen haben? Ja, das würde ich sagen, ja.

Gerade entgegen der Juristerei ... Ja, und vor allem, dass ich dadurch den Leuten natürlich anders nahe gewesen bin.

Hat das auch Einfluss gehabt auf die Politik, auf Ihr politisches Engagement auf Bundesebene? Dass Sie mit so einem Standpunkt oder so einer Identität drangegangen sind und die Menschen anders gesehen haben? Ja, das natürlich schon. In der Politik und der Kommissionsarbeit habe ich massgebend aus dieser Warte heraus überzeugen können. Ich war in der Sozialen Sicherheits-Kommission, mit der AHV, IV, Krankenkasse, Pensionskasse beschäftigt, die ganze Drogenpolitik, alles war dabei. Ich habe da natürlich sehr oft mit Beispielen gearbeitet. Da ist auch mal Toni Bortoluzzi vor mir gesessen und hat gesagt, jetzt hast du mich wieder mal überzeugt. Da

musste ich sagen, ja, jetzt muss es nur noch reichen, dass du dann auch bei dem bleibst. Sehr viel habe ich aus dem geschöpft. So sind zum Beispiel alle vier Jahre neue Leute gekommen und man hat vom mittleren Einkommen gesprochen. Und ich fragte immer stereotyp nach, was ist das mittlere Einkommen für dich? Und die sind von 150'000 Franken ausgegangen. Und ich hatte noch und noch Scheidungen von Ehepaaren, welche 45'000 Franken hatten und zwei Mieten zu zahlen hatten. Da sagte ich, ihr müsst wegkommen von diesem mittleren Einkommen, das ist nicht realistisch. Dort konnte ich natürlich sehr viel mitarbeiten und meine Erfahrungen einbringen. Da wollte ich ein Gewicht behalten, denn das sind eben die Schwachstellen einer Gesellschaft. Und da war ich auch glaubwürdig. Dann kam Ruth Dreifuss noch hinein und sie konnte sehr vieles erreichen, das jetzt leider wieder kaputt gemacht wird.

Das war übrigens ein sehr schönes und vielsagendes Bild in der Zeitung, Sie und Ruth Dreifuss ... Ah, am Geburtstag. Wo hatten die das wohl her? Das weiss ich nicht.

Hat sich die Soziale Arbeit verbessert oder verschlechtert? Sie hat sich verändert. Ob sie besser oder schlechter ist, kann ich nicht beurteilen. So nahe bin ich jetzt auch nicht mehr an der Gesellschaft, dass ich sagen könnte, die wollen nicht mehr, dass die Arbeit so gemacht wird, wie wir sie jeweils gemacht haben. Ich sage immer, es ist ein wenig «hors sol». Ich musste damals natürlich wahnsinnig oft am Abend noch gehen, oder wenn die Polizei einen Notfall hatte. Ich erinnere mich, dass einmal einer aus dem 12. Stock gesprungen ist, ein suicidaler Familienvater. Als Erstes telefonierte die Polizei mir. Ich dachte nur, Jessesgott, der blutet, das ist ja nichts für mich. Und ich musste die Frau mit den Kindern betreuen gehen. Es hat sich halt ganz vieles verändert. Heute bleibt man mehr auf Distanz, würde ich sagen, und man kommt angemeldet. Ich musste auch manchmal unangemeldet gehen, wenn man zum Beispiel den Verdacht hatte, dass die Kinder geschlagen werden. Aber ich wurde nie bedroht.

Dafür sind doch aber auch ganz viele neue Themen dazugekommen ... Ja, ganz viele. Zum Beispiel wollten sie mich

in Littau in einer Spielplatz-Kommission, und das nebst der Abendschule. Dort habe ich mich geweigert. Zu dieser Zeit hat es nämlich nach und nach ganz neue Wohnungen gegeben in Littau, die keinen Stubentisch mehr hatten, sondern nur noch Barstühle. Und ich habe in die Küchen hineingeschaut und gesagt, solange solche Sachen bewilligt werden, würde ich nicht kommen, um über Spielplätze zu diskutieren. Sondern zuerst müsse man schauen, dass es wieder Stubentische hat, damit die Kinder nicht auf dem Boden schreiben müssen oder auf der Bar, wo alles mit Lebensmitteln oder so verstellt war.

Dann haben Sie ja immer auch, eben aus ganz anderer Warte, in unsere Schule und in die Schulentwicklung hineingeschaut. Sie haben auch verschiedene Funktionen übernommen ... Ich war dann eben in der Politik und bin geholt worden für die Zusammenführung der drei Schulen. Dort hatte man auch gewisse Ängste, dass es nicht funktionieren oder dass es Widerstände geben würde. Damals war ich bereits öffentlich bekannt und so habe ich mitgearbeitet. Und später bin auch im Stiftungsrat gewesen – er hiess damals noch anders – mit Christoph Häfeli. Ich war das Bindeglied zur Politik, dort war ich auch in der Bildungskommission. Das hat es damals noch gebraucht, damit man Unterstützung beziehen konnte. Ich war auch dabei, als damals die Hochschule gegründet wurde. Und die Fachhochschule für Berufe beispielsweise hat mich natürlich fasziniert, das weiss ich noch ganz genau. Dort habe ich mal mit einem Lehrmeister, einem Lehrling und einem Berufsschullehrer gesprochen, wie das so aussehen könnte. Und dort glaube ich auch, konnte ich ganz viel bewirken durch meine Berufserfahrung. Und dort haben wir erreicht – das war das erste Mal damals –, dass die ganze Kommission, 25 Leute aus allen Parteien, zugestimmt haben zum Schluss. Und dann ging es darum, die Hochschulen zu finanzieren. Da war ich natürlich auch noch dabei, deswegen bin ich ja auch geholt worden. Damals war Felix Oesch Präsident des Stiftungsrats und Christoph Häfeli Schulleiter. Und dann ist plötzlich die Kündigung von Häfeli gekommen. Da sind wir schon erschrocken. Er ging dann frühzeitig in Pension, um andere Aufgaben zu übernehmen. Als sein Nachfolger wurde Walter Schmid gewählt. Irgendwann bin ich ausgetreten, nach ungefähr zehn Jahren. Und dann kam eines Tages Wal-

ter Schmid auf mich zu. Ihn kannte ich schon ein bisschen von der Solidaritäts-Kommission in Bern, die ich präsiidierte. Ich habe dann die Stelle der Ombudsfrau übernommen, für den Fall, dass es Schwierigkeiten geben sollte. Und das bin ich immer noch, ist mir bewusst geworden. Aber in dieser Zeit habe ich zwei oder drei Fälle gehabt, die sich ergaben.

Und da haben Sie auch Bologna, diese ganzen Prozesse, miterlebt ... Ja, diese Reform habe ich eigentlich mitgemacht, so langsam.

Wie schätzen Sie diese Entwicklung ein? All diese kleinen Schulen, sehr nahe bei den Leuten, um die Leute herum gebaute Schulen sozusagen, sind jetzt grosse Schulen und vor allem mit ganz Europa kompatible Schulen geworden. Das Grösserwerden, die Modularisierung ... Es hat wahrscheinlich Vor- und Nachteile. Ich denke, das eine ist wahrscheinlich das Einzelligsein und zu klein und das andere langsam und zu gross. Und der Übergang ist natürlich ziemlich kurz gewesen. Da kamen Widerstände und Ängste auf, das habe ich immer wieder bei den Sozialvorstehern gehört. Als ich in der Politik war, gab es ein Mandat, das ich im Auftragsverhältnis abrechnen konnte, zur Beratung der Sozialvorsteher im Kanton Luzern. Da wurde ich immer wieder in ihrem Vereinsvorstand beigezogen. Ich machte dort teilweise auch Rechtsberatungen. Und da hörte man oft von der Angst, dass alles «verakademisiert» werde und die Leute zu weit weg seien. Aber das war auch immer wieder ein Wechsel. Je nachdem, wie man früher arbeitete, konnte man eine Hypothek sein, wenn man so nahe an den Leuten war. Also, ich denke, meine Vorgängerin war nicht überall so geschätzt. Die ist nach 40 Arbeitsjahren so sicher geworden, so nahm ich es zumindest wahr, in den Häusern draussen. Eine gesunde Mischung ist wahrscheinlich das, das man machen muss. Die Gesellschaft hat sich verändert. So vereinsamte Menschen, die ich damals 1972 noch fand, gibt es heute weniger. Die Leute sind stärker erfasst. Ich wohne in einer Gemeinde mit 7500 Einwohnern, da arbeitet der Frauenbund enorm gut. Da gibt es, würde ich sagen, keine alten Leute, die nicht erfasst werden, wenn sie das wollen, damit sie Besuch erhalten oder miteinbezogen werden. Da wird sehr viel gemacht in diesem Bereich.

Was sich verändert hat, sind ganz sicher die Kinderschutzmassnahmen. Da habe ich relativ viele bei Scheidungen ... Ich hatte mehrmals den Fall, dass die älteren Kinder nicht wollten, und ich musste eine Familie suchen ...

Das läuft ja unter Professionalisierung ... Ja, ja, und damals hat man für zwei, drei Kinder noch Familien gefunden und pro Kind hat man ungefähr 200 Franken bezahlt, ein Anerkennungspreis. Und die haben das gut gemacht. Du musstest dann manchmal noch schaffen, dass die Eltern überhaupt bereit waren, die Kinder besuchen zu gehen. Es hat alles gegeben. Sonst wären sie ja nicht bei mir gelandet.

Als ich 70 wurde, hat sich eine Familie bei mir gemeldet, bei der ich einst zwei Schwestern platzieren durfte, vier und sechs Jahre alt, weil die Eltern sie nicht mehr haben wollten. Die sind heute 40 und 38 und haben geheiratet, haben einen Beruf und Kinder. Und sie haben mich eingeladen – ich habe sie noch nie gesehen –, ob ich einmal vorbeikommen möchte. Das würde mich reizen, um zu schauen, was aus diesen Kindern geworden ist. Ich musste damals zu diesen Kindern, als die Eltern nicht mehr wollten, auch einen Kontakt aufbauen, damit sie mir trauten. Das war jeweils nicht so einfach. Das waren immer die schlimmsten Missionen, die ich hatte: solche Kinder holen gehen, wo sie sich doch schlecht vorstellen konnten, wegzugehen. Wenn ich für etwas viel Geld ausgegeben habe, dann ist dies für Kinderbücher. Solche habe ich dutzendweise gekauft und immer im Auto hinten drin gehabt, so zufällig. Die Kinder fragten jeweils, ob sie eins haben dürften. Und ich sagte, ja, weil du es bist, darfst du es mitnehmen. Kinderbücher gab es ja damals noch nicht so viele. Ja, für Kinderbücher habe ich sehr viel Geld ausgegeben – auch im eigenen Interesse: Du kannst länger arbeiten nachher, bis du an die Kinder rankommst, und hinten im Auto ist es ruhig.

Wir hatten damals natürlich auch noch ganz viele Kinder in den Kinderheimen, bei welchen man für die Sommerferien einen Platz suchen musste, wo man dann auch abklärte, ob es etwas Dauerhaftes draus geben könnte. Wir hatten auch viele Kinder, die über fünf, sechs, sieben Jahre immer wieder alle Ferien in der gleichen Familie verbringen konnten und in der Oberstufe vielleicht sogar in diese Familie gehen konn-

ten, um von dort aus die Lehre zu absolvieren. Da habe ich gute Erfahrungen gemacht. Ich denke, das war meine Chance damals. Was ich heute eher vermisse, ist, dass ich in vielen Situationen die engste und einzige konstante Bezugsperson gewesen bin für diese Kinder. Die haben zum Teil in geschiedenen Familien gelebt und hatten eine Mutter, die immer wieder neue Männer mit nach Hause brachte, und ich war die einzige Konstante.

Das ist mir einerseits zugute gekommen, andererseits macht es einen aber auch traurig. Da hat es schon viele Sachen gegeben damals. Und das ist heute, glaube ich, nicht besser geworden. Doch ob der Beistand heute noch eine konstante Bezugsperson ist, weiss ich nicht. Ich würde das eher bezweifeln.

Da sind ja eben auch die Veränderungen in der Sozialpolitik, die da unter dem Stichwort der Professionalisierung der Sozialpolitik, der Sozialen Arbeit läuft. Was auch einen starken Einfluss hatte, ist die Bildungspolitik. Auch bei den Hochschulen mit der Aufteilung zwischen Kanton und Bund, der Streit, dass es immer noch zu viele Hochschulen sind. Stimmt ja wahrscheinlich auch, es sind relativ kleine, wenn man nach Deutschland schaut. Das war damals ein grosser Run. Der Kanton wollte sich damals eine unter den Nagel reissen, das habe ich als Politikerin natürlich erlebt. Und dann sind auch gewisse Ängste von den Universitäten her gekommen, da habe ich gemerkt, dass da Ängste bestehen, weil ihnen jemand ins Gehege kommt. Ich finde es einfach super, dass man von den Berufen her kommen kann, als Basisausbildung, und dann mit der Passerelle die Berufsmatura machen und an die Hochschule gehen kann. Da habe ich mich vehement eingesetzt, dass man mit einer entsprechenden Passerelle die Matura nachholen kann. Aber umgekehrt auch. Man hatte Angst, dass gymnasiale Maturanden an die Berufshochschule kommen. Das wollte man nicht, dass diese kommen, ohne Berufserfahrung zu haben. In der Kommission diskutierte man stundenlang darüber, und ich konnte bei allem immer mit Beispielen arbeiten. Und wenn ich keines hatte, habe ich eines gemacht.

Und die Bedeutung des Masters für die Soziale Arbeit? Der hat eher Ängste ausgelöst. Man hat gemeint, ui, was machen die.

Aber auch mit dem Master kann man ja nicht an die Leute herankommen. Es hat viel Unbekanntes gegeben. Dass im Volk der Master ein Begriff ist, würde ich schwer bezweifeln. Aber ich finde die Entwicklung sehr gut, ja.

Der Master in Sozialer Arbeit ist ja ein 90er, nicht ein 120er, also immer noch ein nicht ganz voll ausgebauter Master. Man hat dies so gemacht, damit überhaupt etwas zustande kam. Andererseits ist es typisch, dass man dies ausgerechnet in der Sozialen Arbeit so machte – Stichwort Frauenberuf. Sehen Sie das auch so? Ja sicher, Sozialarbeit war viele Jahre lang ein Frauenberuf. Zu stark, fast etwas einseitig. 1972 war das Verhältnis bei uns etwa fünf Männer zu etwa achtzehn Frauen. Aber das Berufsbild hat sich langsam verändert. Also ich hatte immer Freude an jedem Mann, der hineingekommen ist oder der heute drin ist. Denn es hat so viele Kinder – wir haben ein stückweit eine vaterlose Gesellschaft. Nicht einmal 50 Prozent der getrennt lebenden Väter besuchen ihre Kinder regelmässig, das ist immer noch ein Problem. Ich würde gerne mindestens an der Schule noch mehr Männer haben, damit diese ein gesundes Männerbild weitergeben können. Das ist immer noch ein Problem.

Ich habe mal mitbekommen, im Ständerat, ich weiss nicht mehr genau, welcher Jahrgang es war, als es darum ging, dass die Schulen – das musste eine Zeit lang ja jährlich neu verhandelt werden – wieder mit Bundesgeldern unterstützt werden sollten. Da ist mir ein Votum noch im Ohr, als jemand, ich weiss nicht mehr wer, sagte, er sei da ganz dagegen, dass diese Schulen unterstützt werden, da könne man ja geradeso gut Geld zum Fenster hinauswerfen. «Weshalb soll man einer Schule, an der nur linke Dozenten Frauen in etwas unterrichten, das die eh schon von Natur aus können, auch noch Geld dafür geben?» Das sei ja grotesk sinnlos. Ja, darum bin ich ja froh, dass die Luzerner Schulen mich geholt haben. Und zum Glück konnte ich im Stiftungsrat bleiben, solange ich in der Politik war. Das musste ich schon manchmal richtigstellen, solche Sachen gab es teilweise. Ich erlebte auch einmal eine Sozialvorsteherin, die hat immer gesagt, sie erstaune es, dass man für das eine Ausbildung brauche – Sozialarbeit könne man doch einfach. Aber dass die Leute ihr alle Danke sagen mussten, wenn sie das Sozialhilfegeld

geholt haben, das dann schon. Ja, das ist schwierig mit solchen Leuten. Die hatte das Gefühl, dass es die Ausbildung nicht braucht, weil man das einfach kann. Ich hätte nicht einfach nur Sozialarbeit machen wollen ohne die theoretische Ausbildung, obwohl ich sehr praktisch begabt bin. Ohne den theoretischen Boden würdest du dann bald ... das wäre ein Verschleissposten. Als ich in die Schule kam, das weiss ich noch, habe ich immer gesagt, dass ich in der Sozialarbeit bleibe, solange ich in der Nacht nicht von den Klienten träume. Und wenn ich zu träumen beginne, würde ich aufhören. Ich hätte dann aufhören müssen. Einmal, zweimal hatte ich ganz schwierige Fälle, wirklich tragische Situationen. Aber sonst habe ich abgeschaltet, bewusst. Und darauf sind wir auch etwas trainiert worden, da kann ich mich noch gut erinnern, dass man die Sache nicht zu nahe an sich heranzulässt. Dies hat natürlich dann auch wieder Disput gegeben. Einmal kommt einer aus dem Knast und kommt zu mir ins Büro und will 100 Franken und will mit mir als Frau ins Bett. Und da habe ich gesagt, dann gebe ich dem die 100 Franken, aber ich gehe nicht mit dem ins Bett. Das wurde innerhalb der Klasse teilweise kontrovers diskutiert. Ich habe gefunden, für das muss ich nicht vier Jahre in die Schule gehen, sicher nicht. Daran kann ich mich noch erinnern. Es hat auch dort unterschiedlichste Anschauungen gegeben. Und ein, zwei ganz andere Anschauungen. Und dort habe ich mich natürlich schon «g'metzget».

Man schaut das ja auch heute an und diskutiert unterschiedliche Anschauungen: Sind das nun professionelle Haltungen oder sind es Haltungen, die dem Zeitgeist entsprechen oder sind es meine über die Erziehung übernommenen Haltungen? Aber krass finde ich schon, dass man damals tatsächlich in Erwägung gezogen hat, dass Sozialarbeiterinnen auch mit Klienten ins Bett gehen könnten, also so im Stil: Die Frauen sind ja für das da. Ja, ich hatte schon den Eindruck, das ging in diese Richtung. In den ersten zwei Jahren habe ich schon manchmal gestaunt, was da für Anschauungen vorherrschten. Aber das waren meistens Leute, die bald aufgaben oder gingen. Doch es gab auch andere, die zum Beispiel den Anspruch hatten, dass man mit dieser Ausbildung die Welt in eine andere Richtung verbessern kann.

Jetzt haben wir die Sozialpolitik und die Bildungspolitik etwas angeschaut. Mich würde noch die Berufspolitik interessieren. Sie haben sich ja auch engagiert im Berufsverband bzw. in der Ethik-Kommission. Im Berufsverband selbst war ich nicht engagiert, weil ich keine Zeit mehr hatte. Aber ich bin ja dann Ehrenmitglied geworden im Schweizerischen Berufsverband, wegen meiner Sozialpolitik im Parlament. Und danach haben sie mich gefragt, ob ich ein wenig in der Kommission mitarbeiten würde. Und da habe ich einige Jahre mitgearbeitet in der Berufsethik; Hansjörg Keller war da auch dabei. Und jetzt gehe ich hie und da, wenn ich kann, an die Generalversammlung. Dieses Jahr hat es nicht geklappt, da konnte ich nicht hingehen.

Die Ehrenmitgliedschaft kam ja nicht einfach so. Soweit ich weiss, war der Hintergrund, dass für Sie bei all Ihrem politischen Engagement immer auch die Berufspolitik ein wichtiger Teil war. Ihr Pensum war ja schon mehr als voll, da haben Sie ja nicht auch noch bei Verbandsangelegenheiten aktiv mitmachen können. Aber Sie haben öffentlich sichtbar gemacht, dass diese berufspolitische Arbeit eine Bedeutung hat. Ja sicher, also nur schon in diesen Jahren das ganze Berufsbild zu verändern, die Vorstellungen der Leute korrigieren zu müssen, als die noch meinten, wenn du jung bist, heiratest du, oder es stimmt was nicht mit dir. Auf der Gemeinde würden nur alte Leute arbeiten. Dieses Bild der Gemeindefürsorge habe ich schon zu verändern mitgeholfen. Und auch am Gericht, bei Kinderzuteilungssituationen, in Streitfällen, habe ich Berichte eingeholt bei den zuständigen Sozialarbeitenden. Da hat man unterschiedliches Zeug bekommen, brauchbares und nicht brauchbares. Das war damals für die meisten Sozialarbeiterinnen neu. In den Jahren, als ich dabei war, musste man sich regelrecht einen Status erschaffen als sogenannte Sozialarbeiterin. Da hat ja dann auch der Name gewechselt. Als ich zur Amtsvormundschaft Amt Sursee und Amt Hochdorf geholt wurde, haben die mich gebeten, dass ich mich auf dem Land als Fürsorgerin vorstelle, damit die Leute mich nicht als «sozialpolitisch» anschauen. Aber das hat sich dann langsam ergeben. Ich war das Fräulein Dormann von der Amtsvormundschaft. Und ich habe mit dem gelebt und gedacht, ich weiss ja, was ich bin und wer ich bin.

Am Namen liegt es ja eigentlich nicht. Aber ich habe als Berufsfrau, als Sozialarbeiterin gearbeitet ...

Was war es dann, was Sie anders gemacht haben? Den alten Namen behalten oder auch wechseln, aber diese berufspolitische Orientierung – welche Art von Berufsbild haben Sie umgesetzt? Wenn ich zurückschaue, hatte ich einen sehr schönen Beruf und ich habe mit Leidenschaft gearbeitet. Für die Leute da sein und mit ihnen etwas verändern können. Bei vielen Leuten war ich auch die einzige konstante Bezugsperson, was ich manchmal heute noch spüre; ich habe immer noch einzelne Leute, die sich manchmal melden. Als ich 70 Jahre wurde, im März, habe ich gestaunt, wer mir da alles schreibt aufgrund des Zeitungsartikels – ich kann zwar nicht genau einordnen, weshalb ich jetzt da in die Zeitung gekommen bin, ich bin ja erst 70 –, aber diese Reaktionen, das war schon schön. Es haben sich ganz viele Leute von früher aus der Zeit der Vormundschaft gemeldet. Leute, mit denen ich wahnsinnig hart arbeiten musste, die lernen mussten, selbstständig auf dem Boden zu stehen und zu arbeiten, Alkis und so. Und das sind Leute, die mir jetzt gratuliert haben und Freude haben, dass es mir so gut geht und ich zwäg bin und so. Ich denke immer, du musst wirklich die Menschen gerne haben, wenn du in diese Arbeit hineingehst. Auch wenn einer dich angelogen hat oder dauernd angelogen hat. Da habe ich jeweils gedacht, der ist ja deshalb bei der Vormundschaft, weil er so «dumm tut», sonst wäre er ja nicht bei mir. Manchmal hast du auch gedacht, spinnst du überhaupt, diesen Beruf zu machen – das ist ja klar.

Ein anderes Stichwort interessiert mich noch: «Frauenbewegung und Soziale Arbeit». Gibt oder gab es da für Sie eine Verbindung? Ich bin 1987 in die Politik gekommen. Da war ich die zweite Generation. 1971, als die Abstimmung gewesen ist zum Frauenstimmrecht, war ich ja an der «Soz», daran kann ich mich noch so knapp erinnern. Da war ich noch nicht so gross politisiert. Ich habe gedacht, das kommt dann schon. Also ich bin da nicht gelaufen mit dem Fähnlein. Aber ich bin gerade danach politisiert worden bei gewissen Fragen, doch noch mehr an der Gerichtsarbeit: 1986 trat das neue Ehe-rechts in Kraft. Da war ich schon am Gericht. Und dort habe

ich erlebt, dass sie beispielsweise in einer Scheidung noch begründen mussten, weshalb sie sich scheiden lassen wollten. Und da klagte eine Frau, ohne Luft zu holen, den Mann als primitiven Kerl und Vergewaltiger an. Und das waren keine Unterschichtsleute, gar nicht. Dann sagte der: «Halt, du lügst! Jetzt sagst du der Frau Richterin die Wahrheit!» Und die ist sofort zusammengesunken. Und er hat gesagt: «Habe ich dich seit dem 1. Januar 1986 noch einmal vergewaltigt?» Sie verneinte. Und er sagte: «Na also, und davor durfte ich ja. Die Frau ist dem Manne untertan.» Da habe ich gesagt: «Schämen Sie sich, das darf doch nicht wahr sein, ist das Ihr Ernst?» Das sind schon Sachen, die ich natürlich dann einbrachte und das Gefühl hatte, das muss ich zu verändern versuchen.

Und dann die Frauenrolle ... Wir waren in der zweiten Generation und mussten schon nicht mehr gleich laut schreien im Parlament. Aber es hat schon auch noch geheissen hinter mir, da vorne ist eine, die hat keinen Busen und keinen Po, ob die wohl etwas sagen kann? Dann habe ich mich umgedreht und gesagt, ihr müsst dann den Nächsten hören, vielleicht hat der einen Schnauz, und falls nicht, ist der am falschen Ort. Dann sagten sie, das hätten sie nicht so gemeint. Aber solche Bemerkungen sind einfach nicht nötig.

Dieser Prozess war damals natürlich riesig. Als Frau war man halt schon noch eine Gefahr. Einmal hat mir ein guter Kollege gesagt, er möchte lieber eine Frau sein, das wäre einfacher, langsam. Ja, es hat alles gegeben. Dieser Prozess war intensiv in den ersten paar Jahren, in denen ich in der Politik war.

Jetzt ist ja dieses Jubiläum, 100 Jahre Ausbildung in Sozialer Arbeit in Luzern. Man will einen kurzen Halt einlegen und will sich auch Positionieren für die Zukunft. Was wünschen Sie dieser Schule? Ich bringe jetzt wieder ein Beispiel. Ich erschrecke immer, in welchen Dörfern überall Schulsozialarbeiter nötig sind. Das gibt mir zu denken. Da denke ich, «Gotts heiligen Willen», ist es einerseits nicht mehr möglich, dass die Lehrer es schaffen, mit diesen Kindern zu arbeiten, sodass es keine Fachperson braucht? Es ist scheinbar heutzutage normal, dass es einen Schulsozialarbeiter braucht für die Übersetzung zwischen den Eltern und den Lehrpersonen. Oder einfach für die Kinder, die keine Führung mehr haben

von zu Hause her. Man setzt ja gar keine Grenzen mehr. Alles gehört allen. Dies ist ein Gesellschaftsbild, das mir zu denken gibt.

Der wachsende Bedarf an Sozialarbeitenden – so nehme ich persönlich es wahr – ist ja für den Beruf selbst wunderbar. Aber es ist etwas in der Gesellschaft, das nicht mehr ganz stimmt, dass man alles bei diesen Leuten lösen will. Und ich denke, es wird ganz vieles rasch an eine Fachperson delegiert, bevor man selbst denkt. Und das gibt mir zu denken. Ich möchte nicht diese Schule abschaffen. Aber ich denke, es sollte nicht nötig sein, so viele Leute auszubilden. Alles begehrt, dass man es delegieren kann. Und dann ist für sie das Problem gelöst.

Ich denke, heute ist es nicht mehr unbedingt die wirtschaftliche Sozialhilfe, was damals noch eine grosse Rolle gespielt hat in der Gemeinde Littau – die soziale Verarmung ist heute ein Problem, nicht die finanzielle. Und diese ist ebenso schwierig anzugehen. Und die ist vor allem so schwierig in den Familien draussen, wo geschieden wurde und sie niemanden haben. Man lebt ja heute bald da, bald dort. Man hat teilweise auch keinen Bezug mehr und man will dies nicht oder ist nicht fähig dazu, sich in die Quartiere einzulassen. Das ist schon schwierig. Da braucht es gute Ausbildung! Gut, ich bin natürlich ein Gesellschaftsmensch und habe gerne viele Leute um mich herum. Aber das nehme ich schon wahr, dass es da ganz viele Leute gibt, die niemanden kennen. Sie haben nie Besuch und nichts. Ich mache immer noch manchmal Scheidungsberatungen für Leute aus allen Gebieten, kürzlich beispielsweise für eine Familie aus dem Surental mit fünf Kindern. Bei ihnen kommt nie jemand zu Besuch, sie wüssten nicht, wer, sagten sie. Und so alleine, auch alleine auf sich gestellt und alleine gelassen, sollen die dann neu anfangen? Das gibt es heute schon noch verhältnismässig oft, obwohl ganz viel organisiert ist. Und die Möglichkeiten bestehen ja, aber nicht alle können oder wollen sie wahrnehmen oder haben irgendwie Angst, ich weiss es nicht.

Ich würde schon wünschen, dass sich die Schule weiterentwickelt – auch entsprechend der Gesellschaft. Aber es wäre, wenn ich von der Gesellschaft aus denke, ein Wunsch, dass es sie nicht mehr brauchen würde. Das würde nämlich eine Veränderung der Gesellschaft bedingen.

Der alte Wunsch, dass sich die Soziale Arbeit selbst abschaffen kann ... Ja. Im entferntesten Sinne, natürlich. Aber ja.

Gibt es diese Schule in 100 Jahren noch? Gibt es Soziale Arbeit noch in 100 Jahren? Ich meine schon. Solange es Menschen gibt, braucht es Fachleute. Was ich mich eher frage: Gibt es noch Sozialarbeitende, die diesen Beruf über zehn Jahre hinaus machen können? Oder sind sie schon nach drei Jahren ausgebrannt? Ich stelle fest, dass unsere jungen Leute nicht mehr dieselbe Belastbarkeit mitbringen. Dafür können sie nichts, das kommt von der Erziehung her und vom Wohlstand. Man muss auf nichts warten und auf nichts verzichten. Und auch ganz viele Lehrer sind nach zwei, drei Jahren ausgebrannt und haben genug. Und zwar auch nachvollziehbar, zum Teil. Das macht mir mehr Sorgen. Dass es einen raschen Wandel gibt und das Berufsbild dann auch von daher schwierig zu halten ist. Aber ein Berufsleben wird es geben.

Ja – die Zeit vergeht ... Ich habe es wahnsinnig spannend gefunden, Ihnen zuhören zu dürfen. Es ist von meiner Seite her vielleicht nicht sehr strukturiert geführt gewesen. Haben wir vielleicht noch etwas vergessen oder ist Ihnen noch etwas wichtig? Manchmal würde ich mir wünschen, dass die Sozialarbeitenden mehr politisch denken und sich in die Politik eingeben. Zum Beispiel jetzt gerade, bei der ganzen Abstimmung zur Altersvorsorge. Ich bin nicht sicher, ob die alle Ja sagen oder überhaupt abstimmen gehen. Das ist für die Soziale Arbeit sehr wichtig und die ist auf Messers Schneide. Politisch denken und sich in die Politik eingeben ist in unserem Beruf sehr wichtig. Das habe ich immer wieder gesagt – ich habe ja x Referate gehabt: Geht abstimmen! Ihr habt etwas zu sagen! Vor allem, was ich in den Kommissionsarbeiten mit meinen Beispielen und mit der Praxiserfahrung bewirken konnte. Das würde ich den jungen Kolleginnen wünschen, dass sie dies viel mehr machen würden, dass sie mehr hervorkommen.

Das ist ein interessanter Aspekt und im Moment von mehreren Seiten her ein Thema: Ist Soziale Arbeit politisch? Darf sie überhaupt politisch sein oder muss sie neutral sein? Als ich 1987 aus heiterem Himmel gefragt wurde, ob ich für den

Nationalrat kandidieren würde, hatte ich drei Tage Zeit für die Entscheidung. Damals war ich zu 80 Prozent Amtsvormundin und zu 20 Prozent am Gericht als Richterin. Da habe ich gesagt, also «politisch» habe ich gar nichts am Hut. Ich hätte Gemeinderätin werden sollen und Kantonsrätin. Und da habe ich gesagt, Nein, das mache ich sicher nicht, ich habe einen viel zu guten Beruf, den will ich nicht aufgeben, und ich kann nicht noch etwas mehr machen – ich hatte damals schon vielfach keine Feierabende mehr. Und dann bin ich halt auf diese Liste gegangen, damit ich Ruhe habe. Ich dachte, gewählt werde ich ja sowieso nicht, es kennt dich ja niemand. Und dann bin ich halt doch gewählt worden, im ersten Anlauf. Und erst dann habe ich gemerkt, dass Soziale Arbeit politisch ist.

Das kann man banal begründen: Kommt eine junge Frau zu mir, 16 Jahre damals, heult auf und ist schwanger (es hat viele solche Schwangerschaften gegeben, ungewollte). Wenn ich ihr nun eine Beratung mache, dann ist das politisch. Dann kommt ein Ehepaar und möchte gerne ein Kind und es gibt keines, dann ist dies ein Politikum. Oder ein Schwuler will auch eine Chance, ein Kind zu bekommen – das kann man ja so oder so anschauen (Mühe habe ich, wenn man eine Eizellenspende und Leihmutter braucht; da frage ich mich, was geben diese Leuten den Kindern für eine Hypothek mit auf den Weg) – das ist politisch. Wenn adoptierte Kinder im Erwachsenenalter wissen wollen, wo sie herkommen, wer ihre Mutter ist, dann sind das politische Beratungen. Und da habe ich sicherlich sehr viel Zeit gebraucht. Ich habe diese Namen zusammengeführt (ich habe ja die schwangeren Frauen gekannt, damals) und habe diese Kinder begleitet und vorbereitet auf den Kontakt, da bleibt praktisch immer an jemandem etwas hängen. Das ist ein Politikum. Und die Antworten wegen der Samenspende oder Eizellenspende und der Leihmutter und der zwei Väter oder zwei Mütter: Das ist alles auch politisch. Das ist wirklich sehr schwierig.

Oder denken wir an die ganze Wohnungssuche, der ganze Wohnungsbau. Ich habe mich dort eben mal gewehrt, in die Spielplatz-Kommission zu gehen, wenn sie gleichzeitig Wohnungen bauen, wo nicht mal ein Stubentisch drin Platz hat. Das ist ein Politikum.

Ja, ich denke, Soziale Arbeit ist politisch. Wenn ich in einer Gefangenenberatung arbeite und diese Person noch irgend-

wo zu reintegrieren versuche oder ob ich denke, ja, durchsuchen, bis sie dann mal stirbt: Das ist politisch. Sich einzusetzen auch. Und deshalb wäre es gut, die Leute in der Sozialen Arbeit würden sich noch mehr politisch engagieren. Es geht sonst fast gar nicht.



Rosmarie Dormann, geb. 1947, ist diplomierte Sozialarbeiterin und Mediatorin. Sie hat 1969 bis 1973 die Ausbildung an der Fürsorger-Abendschule Luzern absolviert. Sie war mehrere Jahre Familienrichterin. Wegen ihrer Wahl in den Nationalrat 1987 verlor sie ihre Anstellung als Amtsvormundin. Sie war bis 2003 im Nationalrat und Mitglied mehrerer Kommissionen, wo-

von sie einige präsierte. Sie ist Trägerin des Fischhof-Preises der Stiftung gegen Rassismus und aufgrund ihrer Sozial- und Berufspolitik Ehrenmitglied des schweizerischen Berufsverbandes AvenirSocial. Rosmarie Dormann begleitete als Bindeglied zur Bildungskommission des Nationalrates die Zusammenführung der drei Schulen zur Hochschule für Soziale Arbeit Luzern massgeblich. Zudem war sie Mitglied des Stiftungsrates, der die Schule getragen hat. Heute ist sie Ombudsfrau des Departements Soziale Arbeit an der Hochschule Luzern.